

Überraschung unvermeidlich

Die eigene Grabrede schreiben und sie sich von einem Freund vorlesen lassen, einen geliebten Menschen auf seinem letzten Weg begleiten – lauter Vorbereitungen, und doch ...

VON CLAUDE CHARLES WEILL

Ich ziehe den Wohnungsschlüssel ab, schreibe zum Abschied an meine Liebste ein kurzes «Ich liebe dich» in mein Tagebuch und lege mich schlafen. Ich weiss, dass ich diese Nacht nicht überleben werde. Ich bin nicht krank, aber vom Leben zu Tode erschöpft. Angst verspüre ich keine, ich bin bereit für den Tod.

Am Morgen wache ich auf und staune: Wie kann es sein, dass ich noch am Leben bin? Das passiert mir mehrere Male pro

Jahr. In bin inzwischen recht alt geworden mit diesen Sterbeattacken. Was wollen sie mir sagen? Wohl, dass ich «mitten im Leben vom Tod umgeben bin», wie es die Menschen früherer Zeiten instinktiv wussten. Dass ich sterben kann – und zwar jederzeit. Nicht erst in zwanzig Jahren, wenn meine biologische Uhr statistisch gesehen abläuft. Der Tod als ständiger Begleiter, der mir über die Schulter schaut und mich ab und zu stupft, ich solle mich nicht zu stark mit dem Lauf der Welt identifizieren.

«Lebe jeden Tag, als könnte er dein letzter sein.» Wer kennt diesen Spruch nicht? Ihn zu befolgen, fällt uns hierzu-

lande – wo wir in permanentem Frieden, unbehelligt von wiederkehrenden Naturkatastrophen und anderen lebensbedrohenden Ereignissen leben – naturgemäss schwer. Die Konfrontation mit der eigenen Sterblichkeit ist es aber gerade, welche einen anhält, im Leben nach einem Sinn zu suchen, sich dem Hier und Jetzt voll hinzugeben und nichts Wichtiges aufzuschieben.

DAS WAR MEIN LEBEN!

Sich mit der eigenen Endlichkeit auseinandersetzen kann man auf vielerlei Arten. Zum Beispiel, indem man sein Testament und/oder seine letzte Verfügung aufsetzt. Unabhängig davon, ob man bereits «das Alter dazu hat», macht die Beschäftigung mit dem eigenen Tod etwas mit einem. Als ich vor Jahren in einer Männergruppe meine eigene Grabrede verfassen musste und ein anderer Mann sie mir dann vorlas, war ich im Innersten berührt: Das also war mein Leben! Nach dieser «Sterbeerfahrung» fühlte ich mich so lebendig wie lange nicht mehr.

Sterben müssen wir – oder muss etwas in uns – immer wieder, wenn wir im Leben jemanden oder etwas loslassen müssen, der oder das uns wichtig war. Etwa, wenn eine langjährige Beziehung zerbricht oder man eine wichtige Lebensphase abschliesst.

Als meine Partnerin und ich uns vor Jahren trennten und ich wusste, dass sie am anderen Tag ausziehen würde, fühlte es sich an, als ob ich ein Baby wäre, das von seiner Mutter verlassen wird und jetzt sterben muss. Oder als ich zum letzten Mal im Lehrerzimmer der Berufsschule stand, wo ich so gerne unterrichtet hatte. Oder der letzte Arbeitstag auf der Redaktion, auf einer Redaktion überhaupt, weil ich die Hektik des Journalistenalltags nicht mehr ertrug – alles kleine Tode!

Sterben müssen wir – oder muss etwas in uns – immer wieder, wenn wir im Leben jemanden loslassen müssen, der uns wichtig war.

Zum Teil einer persönlichen «Sterbekultur» werden solche Erfahrungen, wenn man sie nicht verdrängt, sondern würdigt als das, was sie sind: Sterbemomente, die den Samen für neues Leben in sich tragen. Der ehemalige Journalist hilft jetzt älteren Menschen beim Schreiben ihrer Lebensgeschichte. Der Erwachsenenbildner ist zum Kleinkindbetreuer transformiert, der mit den Kindern in einem Malatelier entdeckt, dass er dort am richtigen Platz ist.

WIE EIN WASSERFALL

Am schwierigsten ist es wohl, Glaubenssätze zu revidieren, Vorurteile abzulegen, Illusi-

onen aufzugeben, fixe Vorstellungen sterben zu lassen. Sie alle hindern das Leben am Fliessen. Ich kam kürzlich auf einer Wanderung an einem mächtigen Wasserfall vorbei und stellte mich ganz nah vor ihn hin. Das Tosen des fallenden Wassers war überwältigend, seine Kraft so enorm, dass ich keinen Gedanken daran verschwenden musste, mich ihm entgegenzustellen. Ich erkannte: Das Leben ist wie dieser Wasserfall. Ich muss Abgestorbenes immer wieder loslassen können, damit Neues entstehen kann. Der Dichter Hermann Hesse hat diesen Gedanken in seinem Gedicht *Stufen* wunderschön in Worte gefasst.

Und wenn jemand sterben muss, den wir lieben? Selbstredend ihm oder ihr unsere Begleitung anbieten. Das sage ich jetzt, mit 67. Vor dreissig Jahren, als ein Freund von mir im Lighthouse im Sterben lag, hielt mich meine Angst davon ab, ihn nochmals zu besuchen. Seither habe ich mehrere Menschen aus meinem Umfeld auf ihrer letzten Wegstrecke zumindest teilweise begleiten dürfen. Dafür bin ich ihnen sehr dankbar.

Und dennoch weiss ich absolut nicht, wie es dereinst sein wird, wenn es für mich wirklich ans Sterben geht. Ob sich meine sorgfältig zurechtgelegten Gedanken übers Sterben und eine «gute» Sterbekultur nicht in Angst und Panik auflösen: Ich werde mich überraschen lassen müssen. ●●